



Abonnements nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buchhandlungen und Postämter des Deutschen Reiches entgegen.

Anggegeben am 7. September.

Der Jahrgang läuft vom 1. October 1883 bis dahin 1884.

Abonnements-Preis, bei allen Buchhandlungen 46 1/2 pro Quartal, bei hiesigen Postämtern 46 1/2 pro Quartal, Preis der einzelnen Nummern 10 Pf.

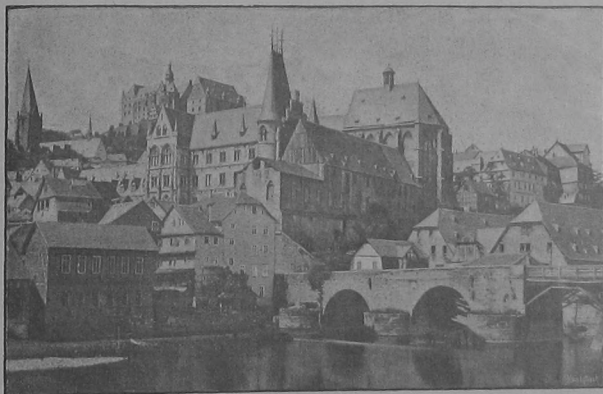
Schachmatt.

Roman von Ewald August König.

(Vervollständigt.)

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Lange ruhte der Blick des Geschäftsführers mit einem hochgehenden Ausdruck auf der Thür, so lange, bis draußen Tief aufatmend fuhr er mit der Hand durch den langen schwarzen Vollbart, dann ging er langsam in sein Cabinet.



Marburg: Universität. Reste des Dominikanerklosters. Weidenhäuser Brücke. Herrnenmühle.

Nach: „Schönwärdigkeiten Marburgs“.

Verlag der H. G. Schöner'schen Verlagsbuchhandlung in Marburg. (Siehe Seite 79.)

die Hausthür geschlossen wurde. „Gut wohl für immer!“ murmelte er. „Das Spiel ist aus, ich stecke den Gewinn ein und zahle Dir nun mit derselben Münze, mit der Du Anderen gezahlt hast.“

„Ich habe Zeit,“ sagte er leise, der Zug nach London fährt kurz vor Witternacht, ich werde über Liverpool nach Amerika reisen. Wenn ich bleibe, was erwartete mich hier? Nach mühevollen Tagen nur die Aussicht auf eine unter-

geordnete Stellung! Zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben! Das elterliche Vermögen ist fort, die Hoffnung, selbstständig werden zu können, verloren, Achtung und Credit sind ohnedies dahin, und die Gläubiger fangen an, unverschämte zu werden."

Er wanderte einige Male auf und nieder, dann setzte er sich an den Schreibtisch, und sein bleiches Antlitz zeigte jetzt einen entschlossenen Ausdruck.

Er nahm die Feder auf und nachdem er einige Minuten nachgedacht hatte, schrieb er:

„Herr Commerzienrath!

Wenn Sie diese Zeilen empfangen, habe ich längst die Stadt verlassen, ich nehme bei meiner Abreise die Hoffnung mit, daß wir einander niemals wiedersehen werden.

Sie werden mir Flüche und Verwünschungen nachsenden, diese Verwandte, die mir speciell keinen Schaden zufügt, gönne ich Ihnen, Ihren Gläubigern gegenüber können Sie nun alle Schuld auf mich wälzen und die Summe, die ich mitgenommen habe, verdoppeln oder verzehnfachen, darin liegt für Sie immerhin ein Trost, zumal Sie ja doch keinen Heller vor diesem Gelde Ihr eigen nennen dürften.

Glauben Sie auch nicht, daß es mir Ernst gewesen sei mit den Hoffnungen, mit denen ich heute Abend Sie zu ermutigen suchte! Ach kenne die Stimmung gegen Sie, ich habe Niemanden gefunden, der nur ein Wort der Entschuldigung für Ihre Handlungsweise gehabt hätte, der Concurse ist so sicher, wie das Amen in der Kirche, und für Sie ist dieser Concurse gleichbedeutend mit vollständiger Verächtung.

Wenn ich unter solchen Verhältnissen die Gelegenheit benutze, um vor dem Schiffsbruch noch zu retten, was gerettet werden kann, so mögen Sie die Gründe dafür nur in dem Trieb der Selbsterhaltung suchen, der jedem Menschen angeboren ist.

Sie sind auch nicht berechtigt, mir den Vorwurf der Undankbarkeit zu machen, denn was ich für jahrelanges Tragen aller Geschäftslasten von Ihnen fordern durfte: die Theilnehmung an Geschäft, das haben Sie mir verweigert. So muß ich nun selbst für meine Zukunft sorgen, und nicht Sie, nur Ihre Gläubiger werden dadurch geschädigt!

Es wäre möglich, daß diese Gläubiger den Beschluß fähten, mich verfolgen zu lassen, um einen Theil des Geldes zu retten. In Ihrem eigenen Interesse rathe ich Ihnen, sie von der Ausführung dieses Entschlusses abzuhalten, denn wenn ich gezwungen werde, zurückzukehren, dann veröffentlichte ich gewisse Geheimnisse, die der Welt beweisen, daß Sie der Vette sind, der mir einen Vorwurf machen darf.

Erinnern Sie sich an das Geheimniß, das in Ihrem Schreibtisch liegt; es enthält ein Privatconto des verstorbenen Walkers Conrad Wildenbruch, das Sie vom Vormundschaftsgericht verheimlicht haben, um Ihr Mündel Hugo Wildenbruch um eine bedeutende Summe betrügen zu können. Ich weiß, daß Sie damals den Betrag verübt haben, weil es Ihnen schwer geworden wäre, das Geld auszugeben, Sie hatten dergest schon unglücklich speculirt und namhafte Summen verloren. Glauben Sie darin eine Entschuldigung für Ihre Handlungsweise zu finden, so dürfen Sie nun auch mich nicht verdammten.

Den Ruin, der Ihnen droht, kann ich nicht aufhalten, ich selbst würde mit hinein verwickelt, da ist es besser, daß ich mich bei Zeiten vorsehe und Sie Ihrem Schicksal überlasse.

Ich wünsche Ihnen, daß es Ihnen gelingen möge, einige Trümmer aus dem Schiffsbruch zu retten, wenn das aber auch nicht der Fall sein sollte, so haben Sie immer noch einen Sohn, der Sie unterstützen kann und wird, ich lasse Sie also nicht ohne Hülfsmittel zurück!

Leben Sie wohl und vergessen Sie in Ihrem Aerger über diese Zeilen nicht jene Geheimnisse, deren Enthüllung Sie in die Zahl der Verbrecher einreihen würde!

Walter Wendstern."

Er las diese Zeilen noch einmal, dann adressirte er sie an den Commerzienrath Franz Wildenbruch, und nachdem er den Brief mit einem Siegel verschlossen hatte, schob er ihn in die Taube.

„Er wird morgen mit der ersten Post in seine Hände gelangen," sagte er, „der Kassirer hat dann das Verschwinden des Geldes schon entdekt, und wenn der Commerzienrath diesen Brief geleht hat, wird er sich hüten, den Telegraph meinetwegen in Bewegung zu setzen. Die Zahlungen müssen dann eingestellt werden, meine Flucht kann nicht geheim bleiben, aber außer dem Chef des Hauses hat vor dem Ausbruch des Falliments Niemand eine Berechtigung, mich verfolgen zu lassen, und bis die Gläubiger den Beschluß fassen, bin ich längst auf hoher See! Ein anderer Name, ein Pakt, der auf diesen Namen lautet und einige Veränderungen in der äußeren Erscheinung werden dann mich vor der Verhaftung drüben schützen. Ah, bah, es ist schon Manchem gelungen, und ich habe ja Zeit genug gehabt, mich vorzubereiten.“

Er ging in's Kassenzimmer und zündete die Gaslampe an, dann öffnete er leise den eisernen Schrank.

Der Bestand der Kasse bestand hauptsächlich aus Banknoten von großem Betrage, die leicht im Portefeuille unterzubringen waren; die übrigen Banknoten, in Päckchen sortirt, und einige Goldrollen schob der Geschäftsführer in die Kasten.

Es lagen auch noch Werthpapiere im Tresor des Schrankes, aber sie waren nicht Eigenthum des Bankhauses, sondern bei diesen nur deponirt; einmal streckte Walter die Hand danach aus, aber nach kurzen Nachdenken zog er sie wieder zurück.

„Sie lassen sich schwer verkaufen, denn ihre Nummern werden sofort veröffentlicht werden," murmelte er, „ich will mich mit dem baaren Gelde begnügen.“

Er schloß den Schrank leise wieder zu, löschte das Gaslicht und kehrte in sein Cabinet zurück.

Als er hinein trat, fiel sein erster Blick auf David, der unter der Portiäre des angrenzenden Cabinets stand.

Ein Fluch entfuhr leise seinen Lippen, er hatte gehofft, den Mitwisser seines Geheimnisses um die versprochene Summe betrügen zu können.

„Hun Teufel, was wollen Sie schon wieder?" fragte er barsch, aber dennoch mit gedämpfter Stimme.

„Mein Geld," erwiderte David lakonisch.

„Die Zeit ist noch nicht gekommen.“

„Ich weiß, daß sie gekommen ist, Herr Wendstern; an das Schlüsselloch in der Thür des Kassenzimmers haben Sie wohl nicht gedacht?"

Die Zähne Walters gruben sich tief in die Unterlippe ein, zornig stampfte er mit dem Fuß auf den Teppich.

„Glauben Sie, daß es ehrenhaft sei, sich der Spionage zu rühmen?" fragte er.

„Soll ich Ihnen sagen, was weniger ehrenhaft ist?" antwortete David, ihn fest anblickend. „Es würde Ihnen schwerlich angenehm sein und Sie wissen es ohnedies! Wozu auch könnte der unerquickliche Wortfret dienen? Geben Sie mir das Geld, das Sie mir versprochen haben, dann werde ich Ihrer Abreise nichts in den Weg legen.“

„Das können Sie überhaupt nicht!"

„Stellen Sie sich auf diesen Standpunkt, so will ich Ihnen beweisen, was ich kann," erwiderte David in entschlossenen Tone. „Ich weiß, mit welchem Zuge Sie fahren wollen, und es kommt mir auch nicht darauf an, mich an Ihre Fersen zu heften. Auf dem Bahnhofe ist stets ein Polizeibeamter, und wenn ich ihm sage, was ich weiß, so

müß er Sie verhaften, außerdem habe ich noch Zeit genug, vor Ihrer Abfahrt den Herrn Commerzienrath oder den Kassirer aufzusuchen! Entschließen Sie sich kurz, mein Vater ist auch noch da, und in diesem Falle wird er nicht Ihnen, sondern dem Herrn Commerzienrath dienen.“

Walter sah ein, daß es in seinem eigenen Interesse lag, den Vertrag, den er mit diesem Menschen geschlossen hatte, zu erfüllen und das Schweigen desselben zu erkaufen; der beabsichtigte Vertrag war durch die Wachsamkeit Davids unmöglich geworden.

„Ich will Ihnen tausend Thaler geben,“ sagte er nach einer Pause, „es war nicht so viel in der Kasse, als ich erwartete —“

„Was in der Kasse war, weiß ich,“ unterbrach David ihn ungeduldig, „zweieinsechszigtausend Thaler. Ich könnte zehn Procent fordern, Sie müßten sie mir geben, wenn Sie Ihre Absicht ausführen wollten, aber ich feilsche nicht wie Sie, unser Vertrag ist geschlossen, an seinem Wort halte ich fest. Nur dann, wenn Sie nach dieser Erklärung noch weitere Schwierigkeiten machen, stelle ich eine andere Forderung, und Sie wissen sehr wohl, daß ich die Macht habe, sie durchzusetzen.“

Walter hatte einige Paketchen Banknoten aus der Tasche geholt, wachte er auch mit den Fingern kirschen vor Wuth, er mußte dennoch sich fügen.

„Da ist das Geld,“ sagte er heiser, indem er die Banknoten auf den Tisch warf, „Sie werden es rasch vergeuden haben. Was habe ich nun noch von Ihnen zu erwarten? Sie werden morgen wohl der Erste sein, der meine Flucht ausposaunt und die Verfolger hinter mir her heißt?“

David zählte die Banknoten sorgfältig nach und legte sie in sein Notizbuch, ein türkisches Vächeln umzuckte seine Lippen.

„Im Gegentheil, ich werde gar nichts verathen,“ erwiderte er, „es läge ja auch nicht in meinem Interesse. Wenn ich es vermag, werde ich die Verfolger auf eine falsche Spur führen, damit Sie Zeit gewinnen, sich in Sicherheit zu bringen.“

„Ich glaube kaum, daß dies nöthig ist.“

„Kann ich Ihnen noch einen Dienst erzeigen?“

„Nein,“ erwiderte der Geschäftsführer in kurz angebundenem Tone, während er auf seine Uhr blickte.

„Vielleicht wünschen Sie zu erfahren, wie die Dinge morgen sich hier gestalten? Wenn Sie mir eine Adresse angeben wollen, werde ich Ihnen gerne Bericht darüber erstatten.“

„Sie wünschen die Adresse zu wissen, um —“

„Bitte, sprechen Sie den beleidigenden Verdacht nicht noch einmal aus! Sie haben, wenn auch mit Widerstreben, Ihr Versprechen erfüllt, ich werde das meinige ebenfalls halten.“

„Vielleicht schreibe ich Ihnen später,“ sagte Walter nach kurzem Nachdenken, „Sie werden mir dann berichten.“

„Später? Ich weiß nicht, ob ich dann noch hier sein werde. Morgen Abend, vielleicht auch übermorgen noch könnte ich Ihnen Bericht erstatten, ob es aber später möglich sein wird, weiß ich nicht.“

„Ich trage kein Verlangen danach,“ erwiderte Walter, und seine Stimme klang jetzt drohend, „Forschen Sie mir nicht nach, weder jetzt noch später, verstanden? Unsere Wege trennen sich von dieser Stunde an für immer, merken Sie sich das! Und nun gehen Sie, kümmern Sie sich nicht weiter um mich, vor allen Dingen verbiete ich Ihnen, mir zum Bahnhofe zu folgen.“

David verließ schweigend, ohne Abschiedsgruß das Cabinet, und nachdem er noch eine geraume Weile an der Thüre gelauscht hatte, ging er in das Wohnzimmer seines Vaters.

Daniel Sturm saß vor einem vollen Bierkrüge und studierte die Abendzeitung, sein Sohn füllte aus dem Krüge ein Glas und trank es auf einen Zug aus.

„Herr Wendstern arbeitet wohl noch immer?“ fragte der alte Mann.

„Und wie!“ spottete David.

„Ja ja, es brechen schwere Tage an, wenn sie mir erst vorüber wären!“

„Werden auch schon vorübergehen!“

„Wie Alles in der Welt,“ seufzte Daniel, indem er die Zeitung hinlegte und nach dem Bierkrüge griff, „Für uns aber wäre es ein schweres Unglück, wenn wir dieses Haus verlassen müßten!“

„Wüßte nicht, daß wir viel Glück in diesem Hause gehabt hätten,“ sagte David achselzuckend, „Was mich betrifft, so habe ich keine Angst wegen meiner Zukunft.“

„Wie alle Menschen, die ein weites Gewissen haben, Gott sei's gegelagt!“ erwiderte der alte Mann vorwürrischvoll. „Du hättest eine andere Schule durchmachen müssen!“

„Ein weites Gewissen? Wah, der Herr Commerzienrath und andere Herren haben das auch —“

„Schweig! Darüber zu urtheilen sind Deine Sachen nicht!“

Die Thür des Cabinets wurde in diesem Augenblick geschlossen, Daniel ging hinaus, um dem Geschäftsführer die Hausthür zu öffnen.

„Schwere Zeiten, Herr Wendstern!“ sagte er bedauernd.

„Wie man's nimmt,“ erwiderte Walter gleichgiltig, während er den Paletot zuknöpfte und den Hut tief in die Stirne rückte.

„Hoffen Sie, daß wir diese Zeiten überwinden werden?“

Walter blickte in das sorgenvolle Antlitz des alten Mannes, ein heileres Lachen entfuhr seinen Lippen.

„Wir Beide ganz gewiß, denn was haben wir zu verlieren? Wenig oder gar nichts!“ antwortete er, während Daniel die Thür öffnete. „Gute Nacht, nehmen Sie sich die Geschichte nicht gar zu sehr zu Herzen.“

Er trat in die dunkle Nacht hinaus, der alte Mann blickte ihm eine Weile spohrsütelnd nach, dann schloß er die Hausthür wieder und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner gepreßten Brust.

Sechstes Capitel.

Die Heimkehr.

Es war Abend, als Theo in seiner Vaterstadt eintraf. Er ließ sein Gepäck auf dem Bahnhofe und eilte in die Wohnung des Kassirers Müller, um sich über die Lage der Dinge volle Gewißheit zu verschaffen, bevor er seinem Vater gegenübertrat.

Daß der Vater aus Stolz oder Beschämung ihm Manches verschwiegen würde, sah er voraus, und doch mußte er Alles wissen, wenn er, wie dies in seiner Absicht lag, energisch Hilfe bringen wollte.

Die bestürzte Miene, mit der ihn der Kassirer empfing, ließ ihn das Schlimmste ahnen.

„Sagen Sie mir Alles,“ bat er, nachdem er ihm die Hand gedrückt und Platz genommen hatte, „ich bin darauf gefaßt, nur Schlimmes zu hören.“

„Wären Sie gestern Abend gekommen!“ sagte der Kassirer mit gepreßter Stimme, „Sie würden heute Morgen den Kopf verlieren, nicht die Hände in den Schooß gelegt haben! Daß Sie heute oder morgen sicher kommen würden, konnte ich wohl voraussehen, aber nun ist es zu spät, und ich glaube, Sie wären heifer draben geblieben.“

„So jagten Sie mir doch, was ist vorgefallen?“ erwiderte Theo mit wachsender Unruhe. „Hätte ich früher kommen können, so wäre es ganz gewiß geschehen. Sind die Zahlungen schon eingestellt? Ist der Concurs ausgedrochen?“

Müller hatte einige Papiere aus der Tasche geholt, er überreichte sie dem jungen Manne.

„Da ist die letzte Bilanz,“ sagte er, „ich habe flüchtig eine Abschrift von ihr genommen, um sie Ihnen einzuhändigen.“

Der Blick Theos glitt prüfend über die Zahlenreihen, ein herber Zug umzuckte die fest auf einander gepressten Lippen.

„Schlimm genug,“ sagte er, „aber so ganz hoffnungslos ist die Lage noch nicht. Man muß den Creditoren einen Accord anbieten und durch ehrliche Arbeit, durch Fleiß und Energie das Verlorene wieder zu gewinnen suchen. Ich bringe Credit von Londoner Häufern, die mir volles Vertrauen schenken und keine weitere Garantie verlangen, als die, daß ich in die Firma eintrete und einen Theil der Verantwortung übernehme. Vielleicht gelingt es uns, auf Grund dieses Credits im Laufe der Zeit alle Forderungen voll zu befriedigen, wenn nur die nöthigen Zahlungsbedingungen uns bewilligt werden.“

„Es giebt keine Hoffnung mehr,“ erwiderte der Kassirer dumpf. „Sie wissen noch nicht das Schlimme. An heutigen Tage waren Forderungen an uns im Gesamtbetrage von neunzigtausend Thalern fällig, mit Noth und Mühe hatten wir bis gestern Abend sechszigtausend Thaler zusammengebracht. Als ich heute Morgen die Kasse öffnete, war das Geld verschwunden, der Geschäftsführer erschien nicht, auf ihn richtete sich sofort unser Verdacht. Der Herr Commerzienrath war dem Wahnsinn nahe, er wollte an diese Niederträchtigkeit seines Procurirten nicht glauben, dem er Jahre lang unbegrenzt Vertrauen geschenkt hatte. Unter den Briefen, die mit der Morgenpost eingelaufen waren, befand sich ein Schreiben Wendsterns; als Ihr Herr Vater es gelesen hatte, wurde er still. Zwar sprach er auch jezt noch von der Verfolgung des Flüchtlings, aber er that nichts, um diesen Entschluß auszuführen. Wir mußten die Kasse schließen und unsere Zahlungen einstellen, Ihr Herr Vater ging in seine Privatwohnung und ließ sich nicht mehr blicken, und das Haus ist bis zum Abend nicht leer geworden von Leuten, die ungestüm ihr Geld forderten.“

Theo hatte sich erhoben, er wanderte mit großen Schritten auf und nieder, um der furchtbaren Erregung, die in ihm tobte, Herr zu werden.

„So ist also nichts geschehen?“ fragte er mit bebender Stimme.

„Die Hauptgläubiger sind auf morgen zusammenberufen, das ist das Einzige, was der Herr Commerzienrath gethan hat, die Circulare sind heute Abend abgegangen. Welche Vorschläge gemacht werden sollen, weiß ich nicht, und darum ist es gut, daß Sie da sind.“

„Der entflohene Procurist muß heute noch verfolgt werden,“ sagte Theo erregt, „wir müssen von der geraubten Summe zu retten versuchen, was noch gerettet werden kann. Ich werde sofort mit meinem Vater reden; wenn dieser furchtbare Schicksalschlag seine Thatkraft so sehr gelähmt hat, daß er keinen Entschluß mehr fassen kann, dann werde ich an die Spitze des Hauses treten und mit den Gläubigern unterhandeln. Ich kann dabei wohl auf Ihre und unseres alten Buchhalters Hilfe rechnen?“

„Gewiß, Herr Wilsenbruch. Wir werden mit Ihnen berathen und Sie unterstützen.“

„Gut. Haben Sie mir sonst noch irgend welche Mittheilungen zu machen?“

„Ich schrieb Ihnen über den jungen David Sturm, Sie werden sich der Vermuthungen erinnern, die ich vor Ihrer Abreise aussprach.“

„Allerdings; haben Sie jezt Entdeckungen gemacht, die diese Vermuthungen bestätigen?“

„Es kann sein, mit Sicherheit will ich es noch nicht behaupten. Der junge Mann holte heute in meiner Gegenwart sein Notizbuch aus der Tasche; es war mit Banknoten gefüllt, indessen hatte ich keine Berechtigung, nach dem Erwerb dieses Geldes zu forschen und auch zu viele andere Dinge im Kopf, die mich ganz in Anspruch nahmen.“

Theo hatte den Paletot wieder zugedrückt und den Gut ergriffen.

„Noch Eins!“ sagte er. „Besaß der Procurist die Schlüssel zur Kasse?“

„Ich weiß nicht, ob Ihr Herr Vater sein Exemplar ihm anvertraut hat, mit dem Herrn Commerzienrath ließ sich heute nicht reden, und da es feststand, daß der Procurist mit dem Gelde geflüchtet war, so ist die Sache nicht weiter untersucht worden. Möglic ist es ja auch, daß Wendstern die Schlüssel gefunden hat, die Ihnen gestohlen worden sind. Wenn David Sturm damals den Diebstahl begangen und die Schlüssel verliert hat, so konnte ein Zufall sie dem Procuristen in die Hände spielen. Wie gesagt, dies Alles ist als durchaus unwesentlich nicht weiter untersucht worden.“

„Und doch ist es sehr wesentlich,“ erwiderte Theo, „die Feststellung der Thatfache könnte ja die Inschuld meines Vaters beweisen. Ich werde das morgen untersuchen, bitte, finden Sie sich so früh wie möglich ein, ich werde wohl schwerlich in dieser Nacht zur Ruhe kommen.“

Damit eilte er wieder von dannen, tief aufathmend blieb er eine geraume Weile vor dem ertlerlichen Hause stehen, bevor er die Glocke zog.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem amerikanischen Soldatenleben.

Von Hermann Saardt.



nach' nur schnell, daß Du zum Alten in seine Wohnung kommst; er hat ohnedies die letzten Tage oft nach Dir und Deinem kleinen Leinwandstück gefragt und hat heute den Obersten gebeten, morgen eine Cavalerie-Abtheilung auszurüsten zu lassen, um Euch aufzuziehen und als Detaschment einzuliefern.“

Dies war der ermutigende Empfang, der mir zu Theil wurde, als ich an einem heißen Samstag Nachmittage wieder in meine Garnison in Camp Warner, Oregon, zurückkehrte. Ich war vierzehn Tage früher, nachdem unsere Hirtin vertrieben hatten, daß räuberische Schosshöhen etwa zwanzig Süd West von unserer Hürde eingedrungen hätten, mit fünf berittlenen Soldaten ausgeschickt worden, um die fliehenden Stüde Ochsen wieder herbeizuschaffen. Vom Commissariate waren uns nur für zehn Tage Horation mitgegeben und vom Platz-Commando nur zehn Tage bewilligt worden, um die in der Wildniß des Oregon's doppelt schwierige Mission auszuführen. Ich diente damals als Sergeant in 23 regulären Infanterie-Regiment, und der Oberst hatte mir fest zugesagt, daß er mich dem Divisions-Commando in San Francisco behufs Beförderung zum Offizier vorschlagen würde, wenn ich meine Aufgabe

richtig löste. Der Feldwebel meiner Compagnie war ein Deutscher wie ich und dabei ein feinstenker Mensch. Der „Alte“ dagegen, Capitän H., war ein Irlander, der vor Jahren aus einem englischen Regimente in Ackerhoff desertirt und bis nach Amerika gekommen war, wo er in dem bald nach seiner Ankunft ausbrechenden Bürgerkriege Gelegenheit fand, sich hervorzuheben und bis zum Hauptmann zu avanciren. Als nach beendigten Bürgerkriege die Armee wieder auf ihren früheren Stand von 25 000 Mann reducirt wurde, und Tausende von freiwilligen Offizieren entweder mit Pensionen oder anständigen Abfindungen waren entlassen worden, war es Capitän H. durch die Protection des Generals Sherman gelungen, auf seinem Posten zu bleiben. Nur wurde er, da er ein großer Freund von starken Getränken war, von den „letten Weiden“ der stilligen Staaten, um sehr häufig Inspektionen der Regimente durch scharfsichtige Oberoffiziere stattdessen, zu einem Regimente veretzt, welches an der Indianergrenze, und zwar theils in Oregon, theils in Arizona lag, wo bereit Inspektionen selten vorkamen und immer wenigstens acht Tage vorher ausfirt wurden.

Ich muß gestehen, daß die Anekdote meines Feldwebels mich nicht

„Dann heißt er kein Recht, bevor nicht der Court Martial entscheidet, und ich verlange den Obersten sprechen zu dürfen.“

„Diese Erlaubniß verweigert er Dir; er will selbst dem Obersten Bericht erstatten; einwilligst Du Deinen Bericht zu machen und —“

„Ich erlaube lieber die Feder, wenn mir nicht Gerechtigkeit widerfährt.“

„Der Alte hat Deine Weigerung vorausgesehen und mir strengstens befohlen, Dich so lange in meinem Zimmer in Verreß zu behalten, bis der Bericht fertig ist. Dann habe ich Dich der Garnisonwache als Verreßten eingelassen.“

„So schreibe ich an den Befehlten meines Staates in Washington und schickere denselben den ganzen Vorgang. Dann dürfte Capitän V. wohl die längste Zeit Offizier gewesen sein, denn wie Du weißt, ist der Befehlste ein Verwandter von mir und wird vom Kriegssecretär eine strenge Unterladung verlangen.“

„Tut das, und da morgen Mittag die Post von hier abgeht, so will ich den Brief an einen Freund in Washington schicken, der ihn Deinem Befehlsten zukommen wird. Ein Brief von Deiner Hand könnte leicht untergehen werden. Schreibe Du also den Brief und ich werde einwilligst aufpassen, daß der Alte Dich nicht überreißt.“

Während ich nun den Brief an den K. f. f. Befehlsten, Herrn V. in Washington schrieb, hielt Clemens getreulich Wache. Gerade als der ziemlich umfangreiche Bericht fertig und in ein leichtes Couvert gelegt war, erkam der Alarmruf: „Der Alte kommt.“ Rasch schob ich das Schreiben unter eine Wappe, ergriff ein anderes Blatt Papier und hatte noch Zeit, auf die erste Seite mit großen Buchstaben zu schreiben: „Bericht der Expedition zur Auffindung von جوانگن Oshen“ als die Thür aufgerissen wurde und der Alte erschien, gefolgt vom Feldwebel.

Natürlich erkob ich mich beim Eintritt meines Vorgesetzten von meinem Stuhle, wobei ich Gelegenheit fand, mit Clemens einen verständnißreichen Blick zu wechseln.

Der Alte war unterdessen zum Schreibtisch getreten und hatte die auf demselben zerstreut liegenden Papiere flüchtig gemustert. Als er den Titel meines Berichtes las, sah er mich an, wendete sich dann zum Feldwebel und sagte:

„Der Bericht bringt Ihr mir morgen früh mit dem Morgen-Papierbuch, und für Euch,“ sagte er dann zu mir, „ist eintheilende die Subpenbition Curres blangs werden aufgehoben, bis das Kriegsgericht entschieden hat, ob Ihr berechtigt waret, die Euch bestimmte Zeit um vier Tage zu überschreiten.“

„Ich denke,“ erwiderte ich salutär, „daß der Compagnie-Commandant sich durch die Prüfung meines Berichtes überzeugen wird, daß ich nicht anders konnte.“

„Wir werden sehen. Wird der Bericht bis morgen fertig?“

„Yes, Sir, wenn Sie den Offizier da jour daon verhandigen wollen, daß Sie mir die Erlaubniß gegeben haben, diese ganze Nacht Licht zu brennen.“

„Das soll geschahen,“ erwiderte er, indem er es zum ersten Male, seitdem ich im Lager war, überhörte, daß ich ihn direct und nicht in der dritten Person angesprochen hatte.

„Very well, Sir,“ sagte ich darauf, als er Miene machte, sich zu entfernen.

Der Alte wendete sich plötzlich um, sah mich mit zornfunkelnden Augen an und sprach dann:

„Du das, was ich sage, very well oder nicht ist, ich nicht Eure Sache zu entscheiden, habt Ihr mich verstanden, Sergeant?“

„Aye, aye, Sir!“ erwiderte ich ruhig, ohne etwas Böses dabei zu denken.

„Hölle und Teufel!“ fluchte er, „wie oft habe ich Euch gesagt, daß Ihr diese verdamnten Semonskauteride nicht mehr gebrauchen sollt!“

„Der Compagnie-Commandant wolle eine langjährige Gewohnheit gütlich entschuldigen,“ entgegnete ich, um einzulernen, „ich werde mir Mühe geben, solche Ausdrücke in Zukunft zu vermeiden.“

„Daran werdet Ihr wohl thun, Sergeant, habt Ihr mich verstanden?“

„Yes, Sir,“ antwortete ich salutär.

Der Alte verließ uns und ich besagte Clemens, wobei diese plötzliche Sinnesänderung und verhältnißmäßige Milde gekommen wäre.

„Oberst Perry hat den Allen zur Adjutantur beforschen und ein längeres Gespräch mit ihm gehabt,“ erklärte er. „Ich vermute, daß —“

„Ja, Du kannst Recht haben.“

Ich setzte mich nun hin und machte meinen Bericht, der mit der eingeschickten Situationskarte eine stoffliche Anzahl Wogen füllte. Nur eines verweigerte ich, nämlich, daß ich kaum dreißig Meilen vom Camp auf eine nach dem Indianer-Wagnams confusurte Weise gefahren war, und in derselben zwei von unsrer Compagnie befristete Soldaten gefunden hatte, die von Allem entblößt, einem schrecklichen Loos, dem Hungertode, verfallen sein würden, wenn wie nicht rechtzeitig eingegriffen wären. Da wir bis jetzt noch keine Spur von dem weggetriebenen Vieh aufgefunden hatten, so blieb ich im Einverständnis mit meinen Leuten einige Tage bei den Deserturen und diese Tage wurden zu einer Jagd verwendet, welche nicht nur in dem ungemein widrigen Staate eine tüchtige Ausbeute gab, sondern uns auch auf die Spuren der Oshenbide brachte. Jeder von uns besaß, außer dem Ordnungs-gewehr, noch einen Revolver, der aber Privat-Eigenthum war. Fast

jeder Soldat im Camp Warner hatte sich bei einer stattgefundenen Auction von angehängt verdorbenen Feuerwaffen fünf billiges Geld ein solcher Revolver gekauft. Bei näherer Unterladung fand es sich, daß diese Revolver, Sillim Sharp, ganz vorzüglich waren. Diese Schieß-eisen ließen wie den Deserturen zurüd, natürlich mit sämtlicher dazu gehöriger Munition, verfolgten dann die Spuren unserer Oshen, welche wir unter schwacher Bedeckung in einem Tals fand, besetzten die wenigen Soldaten und kamen mit den Oshen um vier Tage zu spät nach Warner zurück. Dem eigentlichen Grund unserer Verfolgung verständig ich wohlweislich im Versteck, und als dieser später dem bekannt wurde, hatte ich Camp Warner längst verlassen und befand mich außerhalb des Bereiches meines Befehls, Capitän V.

Mein Bericht wurde mit einem sehr wohlwollenden Briefe des Obersten Perry an das Divisions-Commando nach San Francisco geschickt, und kurz nachher erhielt ich meine Ernennung zum Lieutenant, wurde aber zu einem anderen Regimente nach Camp Douglas in Utah versetzt.

Zum Schluß noch einige Worte über die Deserture aus der regulären amerikanischen Armee. Bekanntlich wird dieselbe aus dem Bege der freiwilligen Anwerbung rekrutirt, und zwar auf die Dauer von 5 Jahren. Die neuangeworbenen Rekruten werden dann in dem, dem Anwerbungsorte zunächst gelegenen Rekrutendepot nöthig in den ersten militärischen Anfangsgründen, als Halbpalast, Wassertragen, Erdpfeilschalen z. unterrichtet, und dann nach einem anderen, weil entlegenen Rekrutendepot geschickt, wo dieser Unterricht fortgesetzt wird. So werden die an der atlantischen Küste angeworbenen Leute in der Regel nach der pacifischen Küste geschickt und vice versa. Der Grund dieser Maßregel ist einfach der, daß man eine zu genaue Anwanderung an gewisse Stellen und dadurch die Verschärfung zur Desertion vermeiden will. Dieser lässliche Jurek wird zwar nicht immer erreicht, aber in Chicago, Omaha, Okeuene, aber gar in Sacramento aber San Francisco wohnt, sich aber in New-York mittellos befin-det, riskirt es und läßt sich anwerben, indem er hofft, daß es ihm gelingen wird, unterwegs den Zug zu verlassen. Wird nun das Rekruten-Dradement, wie es auch zuweilen vorkommt, von New-York anfaht nach dem Westen, nach dem Süden dringt, so hat der Ange-worbene dann wenig Aussicht zu besitzen, da die Transporte so viel als möglich zu Wasser geschick. Nur die Rekruten-transporte nach dem Westen gehen alle mit der Eisenbahn.

Auf die Einbringung eines Deserteurs ist ein Preis von 30 Doll. gesetzt und dieses Geldstück wird ausbezahlt werden, sobald ein solcher Unglücklicher bei einem Militärposten abgeliefert wird. Da die meisten Desertionen in San Francisco vorkommen, so hat sich in dieser Stadt eine förmliche Gilde gebildet, welche aus zwei verschiedenen Abtheilungen besteht. Die erste Abtheilung, meist aus Händlern mit alten Kleidern in der Pacific-Street bestehend, verlockt den Soldaten durch Versprechen, ihm Arbeit zu verschaffen, zur Desertion. Wenn der Unglückliche dann auf den Küder angeschlossen hat, so ist er verloren, denn der „alte Menschenfreund“ geht sofort zum sogenannten „Menschenfänger“, der mit vollständiger Stillsitzung erscheint, den Deserteur feilnimmt und ihn nach Alcatraz, Island, bringt, wo ihm die 30 Dollars ausbezahlt werden müssen.

Die Militärbehörden kennen den schamhellen Handel, müssen jedoch das einmal functionirte Gesetz brockhaken.

Während meines kurzen Aufenthalts in Vredbio bei San Francisco, wo ich bei meiner Transfierung nach Camp Douglas auf ein Rekruten-detachement wartete, welches ich nach Utah zu bringen hatte, war ich einmal Zeuge einer exemplarischen Züchtigung, die ein solcher „Menschenfänger“ erhielt.

Einer dieser „Ehrenmänner“ brachte einen Deserteur, den er in San Francisco aufgeföhrt hatte, zurüd, als gerade die Wache abge-löst wurde. General French, der Commandant von Vredbio, ließ dem Menschenfänger sagen, er möge so lange warten, bis die Parade vorüber sei. Dann erschien der rüstige Veteran, zum Erstaunen Aller auf einen schweren Stoß gestützt, und nachdem die Wache aufgejogen war, winkte er den „Ehrenmann“ zu sich heran:

„Seid Ihr der Mann, der den Deserteur eingebracht?“

„Ja wohl, General.“

„So, da habt Ihr das vom Gesetze gefesseltge „Hlerk“ und damit wof er ihm 30 Dollars vor die Füße,“ und hier noch eine Extr-Vergütung.“ Dabei verabreichte der alte Herr unter dem lauten Jubel der ganzen Garnison dem Menschenfänger eine solche Tracht Prügel, daß derselbe Wort danken mußte, nur mit dem nackten Leben davon gekommen zu sein.

Der „Ehrenmann“ gab sich mit dieser „Extra-Vergütung“ aber nicht zufrieden, sondern verschaffte sich Zutritt zum commandanten General, Divisions-General Bessfield in San Francisco, dem er die ganze Geschichte erzählte. Bessfield wurde während, und that dann folgenden Auspruch:

„Ich betrachte dieses Geldstück als eine Strafe für die ameri-kanische Armee und Jeder, der sich damit schmückt, ist ein Schurke. Ihr,“ brach er dann gegen den durch die Worte verblüfften Menschen-fänger los, „wagt es noch einmal, meine Schwelme mit Eurer Gegen-wart zu beladen, und ich lasse Euch mit Hundst von hier weggehen.“

Ohne Elisabeths Grab würde Warburg, allem menschlichen Erweisen nach, ein höchst unbedeutender Ort geblieben sein, da seine Lage weder für Handel noch Ackerbau günstig war. Allein da Päpste und Bischöfe mit einander wetteiferten, die Söhlammerstätte der Heiligen mit vielen Wohlprivilegien auszustatten, und die Pflaster des Heiligenlandes der Stadt, um der h. Anna zu willen, ihre besondere Zuneigung zuwenden, ward Elisabeths Grab der Ausgangspunkt der ganzen ferneren kabblichen Entwicklung und die hauptsächlichste Anziehungskraft für Warburgs Bewohner.

Außer den Franziskanern und Deutschen Herren bauten auch Dominicaner-Mönche 1290 ein Kloster unterhalb der St. Klanskirche, welches das Predigerkloster genannt wurde. Zu diesen gesellten sich 1477 noch die Brüder des gemeinsamen Lebens, die sogenannten Kogelherren, in ihrem Bräuerhaus zum Schwendach in der Nähe des Kalbshofes. Außerdem bestand dablei in der Untergasse ein Susterhaus, das Haus Nazareth von der dritten Regel des h. Franziskus, ein Verein von Schmiedern mit einer Mutter als Oberin, welche theilweise von der Kreuzenbrüderschaft in der Stadt nährten. Aber auch Brüder dieser dritten Regel, Tertiärer, wohnten in einer Klausur oberhalb des Klingelborns am Büschenstein. Der „Bisitzer“ dieser Brüder und Schwester war der Guardian oder der Pflemeister des heiligen Franziskanerklosters.

Neben den geistlichen Bruderschaften bildeten sich unter den Bürgern Warburgs auch acht Laienbruderschaften zum Zweck der Förderung des religiösen Lebens und zur gegenseitigen Unterstützung in Noth und Sterbefällen.

In der Nähe der Stadt aber, in den Kalbshäfen des Oberrheins, Fedelten sich Einöcker an, unter welchen zuerst eine Grafen von Biegenhain finden.

Da in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die Zahl der Bewohner Warburgs sehr zunahm, so wurde vor dem Verderthor ein neuer Stadtheil, die sogenannte Neustadt, angelegt und darauf auch der Bau einer neuen Pfarrkirche unserer lieben Frauen St. Marien unterhalb der Burg, sowie eines neuen, diese Kirche umgebenden Todtenhofes begonnen.

Zu dem Zweck mußte jedoch zuvor der Berg abgetragen und durch hohe Mauern geschützte Terrassen angelegt werden, um Raum für die neuen Bauten zu gewinnen.

Hierüber ward zugleich eine Veränderung der Burglage bedingt, da dieselben bisher unregelmäßig am Bergabhänge gelegen. Theilweise kamen sie wohl zum Abruch oder erhielten eine andere Bestimmung. Oberhalb der Pfarrkirche entstand nun auf hoher Mauer thronend die Burggasse oder Burgfreiheit als die vorzugsweise Wohnstätte der Bürgermänner. Unterhalb derselben, westlich von der Pfarrkirche, ist in der

Umfassungsmauer der lutherischen Oberpfarre noch ein Theil eines alten Burgfrieds mit romanischen Mauerresten zu erkennen.

Durch die vielen Kirchen, Kapellen und Klöster, sowie die zahlreiche Bevölkerung trug Warburg im Mittelalter ein entschieden geistliches Gepräge und genoh unter den übrigen Städten des Landes fast das Ansehen einer heiligen Stadt. Hier ruhte ja des Landes Hauptfrau, wie Elisabeth gewöhnlich genannt wurde.

Darum brachten die Landgrafen auch die Banner der von ihnen überwindenen Feinde hierher in die Kirche der heiligen Anna und hingen sie an den Bändern des Chores auf.

Da den Deutschen Ritters die Hütung von Elisabeths Grab vertraut und das St. Franziscus-Hospital übergeben war, so stand ihnen damit das Patronat über die Pfarrkirche und aller von derselben abhängenden Kapellen zu.

Mit Ausnahme der Klosterkirchen und der Schloßkapelle wurden sämtliche anderen Gotteshäuser von Deutsch-Ordens-Brüdern bedient. An der Pfarrkirche St. Maria befand sich ein Pfarrer, der Vikarius, mit vier Caplänen, „sine Gesellen“, welchen die Pastoration der ganzen Pfarre Warburg oblag.

Der 1. Mal, als der Tag der Erhebung der Weibene der hlg. Elisabeth und Zehntes Tag ihrer Kirche, ward mit besonderem Glanze gefeiert. Zu St. Elisabeth, in der Pfarrkirche wie auch in der Schloßkapelle wurde „in der Walburg heiligen Tagen“, wie man diese Zeit nannte, großer Kiblah erteilt. Da außerdem zugleich ein Johrmart stattfand, war der Jubrang des Volkes so groß, daß zur Sicherheit der Stadt an allen Abfahrten jährliche Schilddächer aus der Bürgerwehr aufgestellt wurden.

Am Himmelfahrtstage, dem Frohnleichnamstage und dem Sonntagebarnach fanden große Processionen statt. Hieran nahmen die Ritterschaft, die gesammte Ordens- und Weltgeistlichkeit, Bie-

germeister und Rath, die Laienbruderschaften, sowie sämtliche Rünste und die ganze Gemeinde Theil. Von der Pfarrkirche aus begab sich der Zug in das Große Haus, zu St. Elisabeths Grab. Voran gingen die Spielleute und viele Stadtrichte mit brennenden Kreuzen. Dann folgte die Geistlichkeit mit dem Sacrament in silbernen Konstranz. Darüber trugen die Rathsbörere einen kostbaren Teppich an Stangen. Hieran schlossen sich alsdann die übrigen geistlichen und weltlichen Corporationen mit Fahnen und goldenen Kreuzen an. Jede Rünste ihre eigenen Embleme und Kreuzen mit. Vom Deutschen Hause nahm alsdann die Procession ihren Gang zu allen Klosterkirchen und kehrte zuletzt wieder in die Pfarrkirche, als ihren Ausgangspunkt, zurück. Nach Beendigung der kirchlichen Feierlichkeiten wurden der Landvogt, die Ritterschaft, die Weichbörere, welche bei der Kiblaherteilung Rechte gefaßen, die Bürgermeister, die Schöffen und der Rath, sowie andre „erbare



Warburg und der Schloßbau von Oken aus.

Nach: „Schauswürdigkeiten Warburgs u.“

Verlag der R. G. Schweizer'schen Verlagsbuchhandlung in Warburg. (Siehe Seite 791.)

Rube" vom Pfarrer in den Pfarrhof zur Maßigkeit geladen, zu welcher die Stadt ein ansehnliches Quantum Wein zu stellen pflegte. Der Koch im Pfarrhof erhielt jedesmal eine besondere Bezahlung, seitens der Herren. Bei besonderen Anlässen und an bestimmten Tagen, z. B. am Frohnleichnamstage, gab die Procession über den Burgweg von dem Thau zum Deutschen Haus. Dem Pfarrer und Kirchensäckel, sowie Bürgermeister, Rathsherrn, Stadtschreiber, Notaren und Büchsern wurde alsdann jedesmal eine bestimmte Quantität Wein als Festtrank bewilligt.

Der Sonntag zur Frohnleichnam hieß in Warburg der Spielsonntag. An diesem Tage, sowie in den Osterfestigen Tagen, wurde nämlich in der bössigen Pfarrkirche geistliche Spiele, d. h. theatralische Darstellungen aus der Passions- oder sonstigen biblischen Geschichte aufgeführt, welche sich damals, wie noch heute im Oberemmergau, eines ungeheuren Zulaufes erfreuten. Der Andrang des Volkes war jedesmal so groß, daß der Sicherheit wegen an allen Werten der Stadt und auf dem Dammelberg Männer, in Garnisch" als Wächter aufgestellt wurden. Der Pfarrer und seine Capläne, die Prädicanten- und Dominicanerbrüder, sowie die Augelherren und eine eigene zu diesen Jüngern von den Bürgern gegründete Bruderschaft des Heiligen unsers Herrn Jesu Christi waren die darstellenden Personen. Nach beendeter Spiel erhielt die Gesellschaft eine Maßigkeit im Pfarrhofe und ein Weintrauf selens der Stadt.

Doch nicht nur für die Lebenden hatte Warburg im Mittelalter eine große Anziehungskraft, sondern auch für die Toten. Die einst Kaiser Rudolph, als er die Herzogthümer neben sich hatte, vier: Auf nach Spanien, um dort neben seinen Vorfahren sich schlafen zu legen, so kehrten meistens Früher im Tode am liebsten nach Warburg zurück, um hier neben ihre Stammutter, die h. Elisabeth, gebettet zu werden. So kam es, daß „eine Warburg reich" im Mittelalter in den sächsischen Kreisen soviel als Herben bedeuete und wir darum vom 13. bis zum 16. Jahrhundert Würber von Würdigen des heiligen Fürstengraues in der Elisabethkirche haben.

Ueber die Warburg selbst berichtet Kolbe: Die ursprüngliche, im romanischen Stile erbaute Burg war jedenfalls nicht sehr groß und bestand wahrscheinlich nur aus einem hohen, feinem Wohnhause, dem Palas, und einem danebenstehenden mächtigen Thurm, dem sogenannten Bergfried, welcher bei ernstlichen Angriffen als letzte Zufluchtsstätte diente, umgeben von einer Ringmauer, den sogenannten Eingeln, und im Westen geschützt durch einen künstlichen Burggraben nebst Zugbrücke.

Nur geringe Reste haben sich von dieser ersten Burganlage erhalten. Ein Stein mit einer romanischen Verzierung, bestehend in zwei gegenüberliegenden Bändern, findet sich im inneren Schloßhofe in die Mauer des südlichen Flügels eingemauert, sowie ein Leberbleich eines mächtigen Thürmes in dem Unterbau der südwestlichen Ecke der ehemaligen Schloßgebäude. An dieser Stelle, als der höchsten des Bergfrieds, hat ebenfalls der Vertheidiger gestanden, da er hier auch am besten den Palas bedete und in ältester Zeit der Zugang zur Burg von Westen stattfand. Am Laufe der Zeit hat die Warburg bedeutende Umbauten, Vergrößerungen und Veränderungen erfahren, welche letzteren theilweise schon durch die Einführung der Feuermaffen bedingt waren. Hierdurch hat aber die äußere Umgebung der Burg eine bedeutende Einbuße ihres mittelalterlichen Charakters erlitten, da die ebend. diese umgebenden, zinnengerüsteten Mauern und Thortürme entweder ganz wegfielen oder durch Anlage von Kasematten z. entfiel wurden.

Nur zwei zur Burg führende mittelalterliche Thore sind noch theilweise erhalten. Beide waren ehemals von runden Thürmen zur Seite flankirt, ein größeres überwölbt auf der Südseite, in der Gestalt des Eckschildes, über dem das einfache heilige Löwenwappen angebracht ist, und ein kleineres im einfachen Spitzbogen auf der Nordseite der Burg. Letzteres ist zugemauert, da sein Gebrauch schon durch die Neubauten des 16. Jahrhunderts unmöglich gemacht wurde. Die durch diese Thore in die äußeren Burgwinger führenden Burgenossen waren zur Zeit der Vertheidigung sehr praktisch angelegt, indem die Angreifer stets mit ihrer rechten Seite der Burg zugekehrt waren, und so bei dem Stürzen des Schusses des am linken Arm getragenen Schildes entbehren mußten. Hatte man das erstere Thor auf der Südseite passiert und wandte sich nun rechts, dem Schloße zu, so gelangte man jetzt erst an das mit starken Thoren vermauerte Portienhaus, welches durch eine mit einem Weggang versehenen Mauer in gerader Linie, zwischen dem erstern Thore und der südwestlichen Ecke des Schloßes, hier den Berg vertrat. Die Linie, auf dem Weggang führende, zugemauerte Thore ist an der betreffenden Stelle der südlichen Schloßmauer noch zu sehen.

Trotz aller Veränderungen bildet die gegenwärtige Burg doch noch eine recht mächtige Gruppe mittelalterlicher Gebäude, die, von dem verschiedensten Genus betrachtet, eine sich stets verändernde, total verschiedene Ansicht gewährt. Sämmtliche Gebäude gehören dem 13. bis 15. Jahrhundert an.

Berglich der weiteren ausführlichen Beschreibung der Burg müssen wir auf Kolbes Werk über die „Schenswürdigkeiten z." verweisen. Sie liest sich ansehend genug. Nur hinsichtlich der Stellung sei noch bemerkt: In Folge des Aufstandes der oberflächigen Mauer gegen die französische Fremdherrschaft und der Vertheilung der Franzosen vom heiligen Schloße am 29. December 1806, wurden auf Befehl Na-

polens alle noch übrig gebliebenen Mauern und Kasematten im März 1807 in die Luft gesprengt und der tiefe Festungsbrannen verläßt, gleichzeitig aber, sowie auch später im Jahre 1813, in den Seiten des Wilhelmshaus und Zeughauses ein großes französisches Militärdepot errichtet, wozu das gesamte Schloßmobil, welches bis dahin vollständig erhalten war, verwendet wurde. Uner Verbeeren richtete der hier ausgebrochene Logerethypus unter den Kranken an. Hierdurch war dem 1814 in sein Land zurückgekehrten kurfürstlichen Wilhelm I. der Stammgü seiner Lauen verleiht, so daß er in den Räumen des Schloßes eine Strafanstalt für schwere Verbrecher im Jahre 1815 errichten ließ. Erst 1869 erhielten diese selenswürthen und beschwürigen Räume wieder eine würdige Bestimmung, indem die Archive von Kassel, Fulda und Hanau hier zu einem heiligen Gesammtdruck vereinigt wurden, welches sich durch die Menge seiner Karolinger-Urkunden, den Reichthum der auf die Reformationsgeschichte bezüglichen Notensätze und der bedeutenden Correspondenzen aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges auszeichnet und zu den größten Archiven Deutschlands gehört.

Die Unversehrtheit ist in den „Schenswürdigkeiten" eingehend beschrieben. Es heißt da: In Folge des Speierischen Reichstags-Abschiedes von 1529, hatte Markgraf Philipp zur weiteren Begründung des eingeleiteten Reformationswerkes die Gründung eines studium universale mit drei Facultäten in seiner Geburtsstadt Warburg beschlossen. So kam Warburg zu der Ehre, die erste protestantische Universität zu werden.

Bereits am 30. Mai 1527 wurden die ersten Einschreibungen der neuen akademischen Bürger in das Universitäts-Album statt. Es waren im Ganzen 105 Personen, darunter 11 Professoren: drei Theologen, Louyter von Wagnon, Adam Crato und Erhard Schnepf, ein Jurist, Johannes Ferrarius, ein Mediciner, Curtius Cordus, sowie sechs Vertreter der Sprachen und freien Künste.

Zur Dotation dieser Hochschule wurden die Gebäude und Güter der aufgehobenen Klöster bestimmt, zumal dieselbe der Kirchenreformations dienen sollte, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß hier nichts gelehrt werden dürfe, was dem Reiche Gottes hinderlich sei, allen Lehren vielmehr das Wort Gottes als sichere Richtschnur zu dienen habe. Die Juristen erhielten das Dominikanerkloster, die Mediciner das Franziskanerkloster, den Theologen aber wurde das Augustiner überlassen. Die sächsische Einweihung der Universität fand am 1. Juli 1527 durch den sächsischen Kurfürst Feige statt. Die kaiserliche Bestätigung erhielt die neue Hochschule am 16. Juli 1541, mit völliger Umgebung des Papstes, durch Kaiser Karl V. und trat damit in gleiche Rechte und Ehren mit den alten, von den Päpsten bestätigten Hochschulen des Deutschen Reiches. Hierauf bezieht sich auch die Inschrift eines der beiden Zierte, welche hier bei dieser Gelegenheit verlesen wurden:

„Carole quinto vale, te septora solohamque dedisti
 Auf der Stelle des aufgehobenen Dominikanerklosters erhielt sich an dem sehr hohen Bergabhänge dieser aus kaurierten weißen Sandsteinquadern 1874 bis 1878 von Karl Schöler ausgeführte, monumentale Bruchbau im frühgothischen Stile. Seit dem Bestehen der heiligen Universität sind hier zum ersten Male alle Hörsäle unter einem Dache vereinigt, soweit dieselben nicht mit einzelnen Instituten verbunden sein müssen.

Unter allen Profanbauten Warburgs nimmt dieses Gebäude hinsichtlich des Reichthums seines ornamentalen Schmuckes und der sühvollen, künstlerischen Ausführung den ersten Rang ein.

Da man bei Errichtung dieses Baues den Grundplan des früheren Klosters im Ganzen beibehielt, so bildet der genannte Häusercomplex auch heute noch ein Viereck, das auf der Nordseite von der ehemaligen Klosterkirche, auf der Ostseite von dem bis dahin stehen gebliebenen alten Dormitorium und Refektorium, auf der West- und Südseite dagegen von neuen Gebäuden begrenzt wird. Im Letztere schließt sich alsdann noch ein langer, nach Westen gerichteter Flügelbau an.

Von der Südseite dagegen betrachtet, erscheint das ganze Universitätsgebäude, auf den hohen, abgeflachten, mit durchbrochenen Stängelfreitreppen begrenzten Sockelmauern, durch welche eine breite, mächtige Freitreppen hinaufführt, als ein äußerst hochgehender, erhabener Bau, dessen Wirkung freilich erst nach Ausführung der projectirten Aula zur vollen Wirkung kommen kann. Hier tritt vornehmlich das durch den Reichthum seiner Ornamente, sowie durch die Mannigfaltigkeit seiner Ueberlagerung an den Strebepfeilern, Fenstern und Gesimsen ausgeglichene Maßstab hervor. In vier, durch reiche Gesimse von einander geschiedenen Stockwerken steigt dasselbe in die Höhe, an den beiden Ecken und in der Mitte von mehrfach zurückgesetzten und mit Säulumbalustraden geschmückten, sowie von prächtigen Gesimsbändern umzogenen Strebepfeilern umstellt, die oben in Aesenen auslaufen. Ein hoher, von dem Schieferischen Entwürfe leicht abweichender, zu einfach gehaltenen Spitzgabel mit einer Kreuzblume und zwei schlanken Säulen umrahmt zur Seite krönt das Ganze. Die größte Mannigfaltigkeit und die Feinheit verleiht auch die Frontalanlage. In jedem Stockwerke sind die Fenster verschiedenartig gegliedert und orientirt, und zwar am reichsten im zweiten und dritten Stocke.

Die Universitätsbibliothek ist ursprünglich durch die Vereinigung verschiedener Klosterbibliotheken des Landes entstanden und besteht dreimal aus ungefähr 150 000 Bänden. Durch Vermittlung des Landgrafen Philipp vom 14. Januar 1564 ward z 17 bestimmt, daß, die weil zu einer gemeinen Bibliothek in allen Facultäten allerhand

Bücher allbereit gesamt sein", von dem Rector ein Bibliothekar aus den Professoren bestellt werden sollte, und damit die Bücher nicht verdrückt werden, so sollen sie alle an Ketten geschmidt, auch ein ordentlich Inventarium darüber gehalten werden."

Das Gebäude, worin sich dieses befand, bildete den südlichen Flügel des ehemaligen Franziscaner-Klosters.

Von den anderen Schenswürdigkeiten Warburgs sind hervorzuheben: die lutherische Pflasterkirche mit den südtischen Grabdenkmälern, das aus dem 16. Jahrhundert stammende Rathaus, die Stelle des ehemaligen Dominicanerklosters, die Sternwarte, das anatomische Institut, der botanische Garten, das Gymnasium, das Deutsche Haus, das Elisabeth-Hospital, der Todenhof zu St. Michael, die Kerkerbachstraße, die an die Kerkerverbrennungen erinnert, welche hier unter Conrad von Warburg, dem Beichtvater der h. Elisabeth, stattgefunden haben. Die Arbeit dieser Unglücklichen wurde nämlich den Wasserwerken des Baches übergeben, um dieselbe auf diese Weise hinwegzuführen und gänzlich zu entfernen.

Von diesen beklagenswerthen Vorkommnissen, die lediglich der irdigen Vorstellung der damaligen Zeit, von der Eternität des geistlichen und weltlichen Regiments, der Vermischung von Gesetz und Evangelium, ihren Ursprung verdanken, berichtet freilich erst eine Chronik des 15. Jahrhunderts, allein der Name Kerkerbach kommt als Bezeichnung dieser Verlichkeit schon 1349 urkundlich vor.

Der heftige Chronist Grafenberger erzählt von Conrad, dem vom Papste beistellter Hauptprediger und Führer der Kerkerverfolgungen in ganz Deutschland, daß von ihm die „alle Mitter, Kerkter und andere heftige Leute ergriffen" worden, „einfache besten sich, etliche wurden verbrannt hinter dem schloß zu Warburg, darum heißt es noch in der Kerkerbach".

Mit dieser echt mittelalterlichen Reminiscenz wollen wir sie bis zum Ende unserer Aufsätze als solches Büchern beschließen, indem wir uns eine eingehende Besprechung der Stellung Warburgs im siebenjährigen Kriege, die sicher schon noch unbekannt ist, vorbehalten.

Seine französische Eroberung.

Novelle von A. Arndt.



Rüdesheim am Rhein ist ein lustiger, alter wein-umlauber Ort. Wir befinden uns daselbst auf einer fröhlichen Rheinfahrt, vergnigte Leute, der Mehrzahl noch in diesen Bergen zu Hause, blicken in die sonnige Landschaft, welche sich im schönsten Lichte eines Septembertages vor uns ausbreitete, und plaudernd und tranken. Grüne Rheinweinfässer standen vor uns, grünes Gelauhe zog sich über uns; unten stieß der Rhein in hellem Strom breit und blügend durch das Land. Wir hatten uns eine hübsche Stelle ausgesucht, es war der Balcon eines Schweizerhäuschens, ganz von Weinlaub umzogen, und ein Winger war es, bei dem wir uns eingeleit, ein solcher, der neben seinem Geschäft noch eine geringe Gastwirtschaft betrieb. Rheinlachs, sehr frisch, Rheinwein, sehr alt, dies und andere vergnügliche Dinge waren es, womit wir uns bewirtheten ließen. Wir fanden, daß diese Weinlaube zu den besten Gegenden der Welt gezählt werden müßten und daß es begreiflich, wenn sie die Eroberungslust von jeher erregt haben. Aber die Deutschen würden diesen Schatz hüten, wie die Nibelungen ihren Hort, welcher ja dort in der goldigen Fluthen gebettet liege. In den Liedern, die man auf diesen Strom gesungen, habe der deutsche Geist im schönsten Lichte geblüht, in den Schlachten, die man feinetwegen gefochten, habe das deutsche Schwert in den hellsten Funken geflöhrt. Kriegskieder, Kriegthaten — es sei freilich schlimm, daß jene noch immer gesungen, diese noch immer gesungen werden müßten, daß um eine solche Provinz tapfere Nationen sich raufen, wie ehedem um ein schönes Weib, um Luther oder Rast, und daß es gut wäre — wenn doch einmal die Franzosen etwas Verwundt amähmen und die Welt und die Deutschen in Ruhe ließen. Wenn man so guten Wein trinke, wie die Franzosen, und noch dazu ein Hühnchen im Topf habe und die herrlichsten Rentien in der Tasche, wie könne man da beständig rausflüht sein?

Es fanden sich aber auch Vertheidiger der Franzosen; man fand es unbillig, wegen hunderttausend Verdrückt, die man zugegeben müßte, ein Volk von sechsunddreißig Millionen so abzuthellen zu wollen mit einem Ort, einem Colombourg, wie man ehemals in Frankreich es nannte, einem Kaufman, wie man zur Zeit in Berlin sage. Besonders war es ein Herr, dessen Bekanntheit ich soeben gemadht, welcher ernstlich gegen solche Bewauptungen protestirte, gegen die Narrheit des Nationalitätenhasses überhaupt. Es war ein Maler, Erich Wardenberg, den rheinischen Herren mehr oder weniger bekannt, ein hübscher junger Mann, der übrigens mit Braut und Angehörigen sich auf der Reise befand. Die Franzosen, meinte er, sind nicht Alle Paul de Cassagnac, denn man wird nicht immer geordert. Und was die französischen Frauen und Mädchen betrifft, setzte er ernsthaft hinzu, so sind sie liebenswürdig, wie ich behaupten will, sie

sind, was bei einer Frau Alles bedeutet, wunderschön und aimable. Ich sehe mein Wort daran, es ist meine Ueberzeugung, daß eine französische Frau so treu sein kann, wie eine deutsche, ein französisches Mädchen so sinnig und münig, wie unsere blauäugigen und schwarzhaarigen Penionsdamen.

Er leerte seinen Humpen mit einem Zuge (diese Rheinländer haben eine so charnante Kefhle) und fuhr fort: Ich bin in Frankreich gewesen, ich habe ein französisches Mädchen geliebt, und fuhr er lachend fort, habe sie trotz eines Verhältnisses, dessen Beiden Sie hier sehen, — er hub die Linse mit dem Weif — noch immer nicht ganz vergessen, wie ich gesehen habe. Nun, ich erzähle die Affaire kurz und gut, damit Sie sich überzeugen, die französischen Frauen seien so liebenswürdig, wie irgend welche, — die Blume der Romantik, l'amour, blühe auch auf dem Boden Frankreichs ungefißt so schön, wie auf irgend einem Boden.

Es war in einer stillen Herbstnacht, da ich der großen Hauptstadt jenseit der Vogesen entgegenfuhr. Zum ersten Mal sollte ich diese glänzende Stadt sehen. Meine Erwartungen waren hochgepaant. Welche Welt des Frohseins, der Lebenslust und der Kunst mußte sich mir da erschließen! — Ich war den ganzen Tag, und nun bereits so lange in undurchdringlicher Dunkelheit gefahren. Nur hin und wieder das Rauschen der Kappelsäume an den Stationen oder eine bald unterbrochene Conuersation war Alles, was ich bis dahin von dem fremden Lande wahrgenommen.

Ein rüthlicher Schein im Westen zeigte endlich die Nähe der ungeheuren Stadt; dann erhien ein Licht, es mochte das eines weit vorliegenden einzelnen Hauses sein — dann drei, fünf, hundert Lichter — und endlich sie selbst, dampfbräutig und leuchtend wie ein Meer, über welchem die Witternachtssonne steht. Es war ein grandioser Anblick, dem ich mich einen Moment überließ. — Sodann fuhr ich ohne Aufenthalt nach dem ersten besten Hotel und hatte ein solches nach wenigen Minuten erreicht. — „Man spricht deutsch!“ war hier in großen Buchstaben zu lesen. Unerreulich! dachte ich, die Franzosen scheinen sich auch sprachlich —

In diesem Augenblick hatte ich das Malheur, auf der Treppe zu stolpern und beinahe zu fallen. Ein garstiges Wort entfuhr mir, etwas Kaiserndeutsch, man kennt es wohl.

„Ah, komme Sie aus Preuß?“ fragte der stürzende Kellner und sah mir ernsthaft in's Gesicht.

Ich antwortete nicht; mein kräftiges Wort aber war anderweitig gehört worden. Oben auf der Treppe stand ein Herr, lachte und rief: „Willkommen, Landsmann, in Paris!“ — Was haßt? Ich lachte ebenfalls und fragte: „Komme Sie auch aus Preuß?“ und die Bekanntheit war gemadht. Freilich kam er aus Preußen, war Kaufmann, Weinbändler, wohnte jährlich einige Monate in Paris und zwar in dem

Hôtel, in welchem wir uns befanden. Er hatte für diesmal seine Frau bei sich, eine lustige, feiche Wienerin, man war erst seit einigen Monaten verheirathet und liebte sich sehr — Herr Müller und Frau. So war man hier im Hôtel durchaus bekannt, oder noch mehr, man war befreundet und wie zur Familie gehörig.

Auch an diesem Abend, wie allgemein üblich, befand man sich beisammen und hatte gemeinschaftlich dinst, allerdings etwas spät, Abends sieben Uhr. Man musicirte jetzt oder plauderte; es waren noch einige Herren und Damen anwesend, Bekannte von Madame la veuve — Biardot, wie ich die Besitzerin des Hôtels kurz und gut nennen will. Nachdem ich soupir, ward ich von dem Landsmann den französischen Herrschaften und der liebenswürdigen Frau Müller vorgestellt. Was die Familie der Frau Biardot betraf, so bestand sie eben nur aus Mutter und Tochter; die französischen Damen und Herren kommen nicht weiter in Betracht — ja so, ein Herr Deville, von welchem ich aber zunächst nur hörte, daß er eben Herr Deville sei. Frau Biardot war also Wittve, vielleicht fünfzig oder fünfundsünfzig, eine starke Frau; die Tochter, Anna Biardot, jung, schwarzhaarig, schwarzäugig, sechszehnjährig — und haßte die Preußen; letzteres bekannte sie mit der unschuldigsten Miene, wie Herr Müller mich vorstellte. Diese sechszehnjährigen Mädchen sind so wahrtheilnehmend! Herr Müller lachte gern, und er that es auch diesmal; ich setzte mich indessen ruhig, ein Glas Wein zu trinken und zu rauchen, was Jedermann erlaubt war.

Aber das junge Fräulein, das sich zum Clavier gesetzt, spielte zum Entzücken. Die weißen Hände eilten über die Tasten des Instruments, das schwarze Auge blickte so anständig und offen ins Weite, so — wahrtheilnehmend; es war Gemüth, Gefühl, welche aus diesen Händen, diesen Augen, dieser kleinen, dunkeln, schwarzäugigen Seele als Ton, als Musik hervorquollen. Doch das dauerte zehn Minuten und noch ein Weilschen — die hübschen, ernsten Söhne, die Anna Biardot spielte, gingen allmählig in ein leichteres Tempo über, und ehe man es dachte, war es Girofles-Girofles, und eine halbe Minute darauf eine lustige Tanzmusik. Ein paar Füße regten sich alsbald im Tacte, man fand gerade diesen Tanz hübsch, man zählte vielleicht bis fünf oder zehn, und ein rechtliches Paar waltete alsbald durch das Zimmer, wogu mit Händkesseln und Gelächter ermuntert und applaudirt ward. Herr Müller und dessen junge Frau erwiesen sich ebenfalls nicht träge, und so ward ein Tanzvergügen improvisirt, ehe es noch Jemand gedacht.

Das war spaßhaft, ich trat indeß zum Fenster, mir die Stadt da draußen anzusehen. Eine Welt voll Lust und Glanz, voll Leben und Bewegung — und darüber der schweigende, finstere Himmel mit wenigen Sternen; dort drüben aber der einzige Bekannte in dieser Fremde, der einsame Orion; in der Ferne, am Saum des Horizonts, denn das Hôtel lag an einem weiten Platze, der untergehende Mond.

„Mein Herr, Sie theilensich sich nicht?“ hörte ich plötzlich eine Stimme, gehalten und doch von so lieblichem Klang. Das kleine Pariser Fräulein mit den unendlich tiefen Bapfen und den tief schwarzen Augen stand vor mir, die Hände auf dem Rücken, den Kopf ein wenig neugierig und fragend vorgestreckt. Ein Andre musicirte, sie hatte getanzt.

„Mein Herr, Sie theilensich sich nicht?“
 „Ich bin leider ein Preuße, Mademoiselle.“
 „Ah, ich habe Sie beleidigt?“

Wie sie das Köpfchen wie hordend seitwärts neigte, die dunkeln Augen ein wenig rollte, war so allerlieb; der Ton ihrer Stimme, wie gesagt, hatte etwas ungemein Sauberes, Unschuldig, Kindliches.

Ich hielt es für angemessen, noch immer scherzhaft zu erwidern, ich wünschte, der Prinz von Arabien zu sein, oder sonst ein guter Prinz, der viel Diamanten und rothes Gold und andere Verbsienste besäße, aber, wiederholte ich hartnäckig, ich sei leider nur ein Preuße; das könne ich nicht genug beklagen.

Das junge Fräulein sah mich mit einem seltsamen Blicke an. „Musiciren Sie?“

„Ja.“

„Tanzen Sie?“

„Ein wenig.“

„Sie dürfen mit mir tanzen.“

„Nun, ich war dreilundzwanzig, sie sechszehn, wir waren das jüngste Paar in der Gesellschaft. Man blickte auf uns und lachte. Es wäre gar zu drollig, so schien man anzunehmen, dies französische Fräulein mit Einem, der von den Mlanen abstammte, tanzen zu sehen, da doch Erstere, wie bekannt, diese Leute haßte. Man ergöbte sich also ganz ungenirt auf unsere Kosten. Nur Einem sah ich, der daran nicht Theil zu nehmen schien, den Monsieur Deville. Er warf uns Blicke zu, als hätte er la Valerie im Leibe — die große Kanone aus dem Pariser Fort St. Valerien, die jetzt im Berliner Kasernenwäldchen steht, durchbohrende oder zerschmetternde Wunde. Doch fragst du nach, wer eine Flasche Wein im Kopf, eine dunkeläugige Vollblutparfiserin im Arm hat und so dahingaloppirt oder wagt, als wäre es eine endlose Bahn und diese rasche Bewegung der Ausdrud von Lust und Leben? — Wir tanzten, so lange man spielte, und waren wieder zu jenem Fenster gekommen, wie Musik und Spiel zu Ende.

„Sie tanzen sehr gut, mein Herr,“ sagte Anna; „nicht wahr, es ist selten, daß man bei Ihnen so gut tanzt?“

Ich lehnte das Compliment ab und behauptete, daran habe Mademoiselle das größte Verdienst; mit einer weniger gewandten Tänzerin würde ich nicht so gut getanzt haben.

Indessen fuhr das Fräulein fort zu plaudern.

„Sie sind Maler?“

„Ja, Mademoiselle.“

„Sie malen die Mensch, oder die Thier, oder die Baum?“ sagte sie auf ihre Weise.

„Ich portrairte, Mademoiselle.“

„Ah,“ sagte sie, „da können Sie portrairiren mich mit die kleine Kat, die ich hab' sehr lieb. Die Kat' mit la souris,“ sekte sie lachend hinzu, „mich mit die Baum, la rose?“

„Die Katze mit der Maus; Sie mit den schönsten Rosen, Mademoiselle.“

„Ah, sehr gut,“ rief sie lebhaft und lief zu Madame, der Frau Mutter, dieser mittheilend, daß dieser fremde Herr da sehr gut malen könne und sie mit sammt der Katze portrairiren wolle. „Diese Deutschen verstehen doch Alles!“ sekte sie mit großem Erstaunen hinzu. — Herr Müller und Frau lachten, was sie konnten, Ersterer drohte heimlich mit dem Finger.

Ich bemerkte jedoch wohl, daß Anna mit ihren Mittheilungen kein geneigtes Gehör fand und durch einen gewissen Blick und ein kurzes Wort zurückgewiesen wurde; der Herr mit dem herabsfordernden Blick nickte zustimmend.

Das schöne Fräulein ging denn auch, wie es schien, bei nahe überzeugt davon, setze sich an das Clavier und spielte etwas recht Anti-Preußisches: „La patronelle allemande“, welche sich der Essigsaure Schulstube zufällig oder aus irgend einem Grunde nähert, worauf die armen Kleinen sofort ihre französischen Väter vernehmen lassen, aus Furcht, gepieselt oder in den Tornister gesteckt zu werden.

Der Landsmann, ein Brandenburger, übrigens ein Verleberger, leistete mir indessen Gesellschaft. Er war ein Mann, der sich in günstigen Verhältnissen befand, wie er bekannte; seine Geschäfte gingen gut und Paris wäre der angenehme Ort, wenn nur dieser forcirte Deutschensatz nicht wie eine Mode, wie eine Art Eitelkeit sich überall zu zeigen beliebte. Hier habe man dergleichen nicht zu fürchten, meinte er, diese Gesellschaft seien gute, friedliche Bourgeois, vielleicht mit Ausnahme jenes Monsieur Deville, der sei ein etwas unangenehmer Herr, übrigens der Bräutigam von — Madame la veuve Biardot. Ja, sie habe einen Bräutigam, obgleich dieser Herr Deville zwanzig Jahre jünger als sie selber. Aber diese Vowres seien meistens überall des Teufels.

Ich ließ dies dahingestellt, unterhielt mich noch einige Minuten mit der jungen Frau Müller, welche etwas Heimweh nach Hühnerle oder Kipferle hatte, sprach noch Einiges mit Madame Biardot, und so war denn die Zeit gekommen, daß man sich trennte.

Ich schlief bis an den Morgen; man hat so bequeme, kostbare Betten in diesen französischen Städten. Erwachend hörte ich die silberhelle Stimme des kleinen Fräuleins unten auf dem Corridor; sie war so frischweg mit ihren Worten, das hatte ich gestern Abend merken können. Eine halbe Stunde später war ich unten; ich gedachte mich in das Restaurations-

Wie es geschah? Es war gewiß ein allerliebster, lebenswerther Moment: unsere Blicke hielten auf einander, unsere Hände ruheten in einander, ich weiß nicht wie. Sie erblickte tiefer und wandte sich dann rasch und plötzlich hinweg. Ich hatte kaum ein Wort zu ihr gesprochen, es war so wunderbar. Sie lief eifertig zum Zimmer hinaus. — Aber ich sah sie die folgenden Tage und Abende nicht, obgleich ich viel im Hotel mich aufhielt und die sogenannten Diners Abends sieben Uhr, dazu übrigens geladen, am Familientisch regelmäßig einnahm. Das Fräulein sei krank oder außer dem Hause, so hieß es. Ich fühlte mich gedrückt, traurig, mit war, als hätte ich ein tiefes



Störche auf Nissen. (Siehe Seite 799.)

Zimmer zu begehrt. Hier fand ich es jedoch wenig gaslich, es wurde geschmeert, gewaschen, Niemand schien auf zu sein, und so wurde ich denn in ein anderes Zimmer gewiesen; es war dasselbe, worin gestern Abend Gesellschaft gewesen. Man brachte mir Kaffee. Ich sah über mein Skizzenbuch gebeugt, den Blick darauf. Ein heller Schreck überkam mich plötzlich — das frische Stimmchen von vorhin tief mit einem Gruß zu und —

In weißen Kleidchen, Schürzchen und Häubchen stand Mademoiselle vor mir, das junge Fräulein mit den riesigen Zöpfen und den überaus prächtigen schwarzen Augen. Sie hatte selbst den Kaffee gebracht, die Kellner waren noch nicht anwesend, die Mädchen hatten zu thun — sie hatte den Herrn nicht warten lassen wollen, wie sie bescheidenlich sagte. — Ich glaubte nichts Schöneres in meinem Leben gesehen zu haben. Aus dem weißen, kleidamen Häubchen, welches nur eben auf den tiefschwarzen Haaren wie ein Flor lag, fielen diese glänzenden Flechten gar zu verführerisch, blickten die reinen, dunkeln Augen so wunderschön, hob sich der Teint so blendend weiß — ein preußisches Köpfchen, schwarz-weiß — daß ich wirklich ganz begabert ward.

Unrecht begangen, das nicht wieder auszugleichen wäre; und doch hatten wir uns nur die Hände gegeben. — Ach, hätte ich das liebliche kleine Mädchen nur gesehen, ich hätte sie um Verzeihung gebeten für tausendfaches Unrecht, welches ich ihr ganz gewiß gethan, irgendwie, irgendwann, — unbewußt, aber wahrlich mit den besten Absichten — dies Unrecht nämlich ihr nicht zu thun. — Ja, man ist ein Thor in solchen Fällen, gewiß aber ein sehr glücklicher: das Herz brennt, der Verstand, freilich, der kommt in dies Freudenfeuer. — Mein Skizzenbuch indessen füllte sich — nur waren das lauter ganz allerliebste Köpfchen mit Zöpfchen, Häubchen, vollen Lippen und diesem trohigen, nachdenklichen Gesichtsausdruck, welcher eigentlich in den Augen- und Wangenröthchen des dargestellten Gegenstandes zu liegen schien. Doch nahm ich mir vor zu arbeiten, zu studiren. Ich hatte noch nicht einmal das Louvre, ich hatte so gut wie nichts bisher gesehen. In den Cafés war ich gewesen, müßig und unruhig, auf den Boulevards, in jenen Laubs, Frucht- und Blumengärten, an welchem namentlich die Umgebung der Stadt so reich ist.

(Fortsetzung folgt.)

Schlesische Chronik.

Breslauer Königstoge vor 400 Jahren. Nach dem Tode Albrechts des Zweiten — 1439 — erhielt, durch einseitige Wahl der Fürstlichen, die Kaiserwürde Herzog Friedrich von Steiermark — 1440. Er bestieg den Thron der Deutschen als Friedrich der Dritte, in schwerer Zeit. Denn Albrecht hatte keine männlichen Erben hinterlassen, seine Kinder Ungarn, Böhmen und das Herzogthum Oesterreich waren somit herrenlos. Namentlich Böhmen ist Jahre lang unter allen Drangsalen der Anarchie. Herz Albrechts Gemahlin Elisabeth besaß sich bei seinem Tode in erkrankten Umständen und wurde am 22. Februar 1440 von einem Knaben entbunden. Dieser nachgelassene Sohn Ladislaus wurde bei den drei Nationen als König anerkannt, die Vermählung aber, bis er selbst die Regierung übernehmen konnte, Statthaltern übertragen. Die Ungarn hatten zwar zunächst schon ihre Krone dem polnischen Ladislaus gegeben, nach dessen Tode jedoch erkannte sie Ladislaus posthumus an und setzten Johann Humnyad Corvinus, Sowoy von Siebenbürgen, als Gubernator ein. Die Oesterreicher wählten den Grafen Ulrich von Gilez, die Böhmen, nach langen Wortkämpfen, den Fürsten Georg oder Girig von Podiebrad. Das Verhältniß der drei Nationen zu einander gestaltete sich indeß nicht gut. Ulrich von Gilez sendete vorerst den Statthalter von Ungarn, Johann Humnyad, an und als dieser im Kampf gegen die Fürsten einer im Lager ausgebrochenen Krankheit erlegen war, richtete er seine Kräfte gegen die Söhne desselben, Ladislaus und Matthias. Die Folge davon war, daß er von Ladislaus Humnyad, dem älteren der beiden Brüder, getödtet wurde. Der junge König verzog dem Würde zwar Anfangs die That, ward aber später anderen Sinnes, ließ den älteren Humnyad hingerichten und den jüngeren Matthias in den Kerker werfen — 1457. In demselben Jahre noch starb er, achtzehn Jahre alt. Nun wählten die Ungarn den gefangenen Matthias Corvinus zum König, die Böhmen den Fürsten Georg von Podiebrad, der sich während seiner Statthalterzeit mannigfache Verdienste um Böhmen erworben hatte. Oesterreich fiel an Kaiser Friedrich den Dritten und dessen Bruder Albrecht.

Die Wahl Georgs von Podiebrad, welche am 2. März 1458 zu Prag geschah, fand durchaus nicht allgemeinen Beifall. Sowohl die Katholiken Böhmens wie die Schlesier, die mit König Johann von Böhmen (1310—1346, aus dem Hause Luxemburg) zur Krone Böhmens gehörten, mochten Gründe dagegen geltend machen. Schon am 22. März war eine allgemeine Zusammenkunft der schlesischen Fürsten und Städte zu Liegnitz, auf welcher beschloffen wurde, die Wahl Georgs nicht zu billigen, weil man ohne ihr Wissen dieselbe vorgenommen hätte. Es wurde aus zu weit führen, wollten wir die langwierigen Unterhandlungen zwischen den Schlesiern, vorzugsweise den Breslauer, König Georg und dem römischen Stuhle in ihrem Verlaufe verfolgen. Die Hauptgründe, welche wider den neuen König geltend gemacht wurden, waren die, daß noch andere nicht ungerechtfertigte Ansprüche auf die Krone Böhmens zu erheben wären, und daß man ihm als einem „Reber“ nicht vertrauen könne. Mit seltener Energie verpöndete die Breslauer ihre Ansicht; hartnäckig weigerten sie sich, den König anzuerkennen. Erst 1460 unterwarfen sie sich, sponen aber die Huldwigung auf drei Jahre hinaus. Es war daher ganz nach ihrem Sinne, als Georg von Podiebrad durch die Privationsbulle des Papstes Pius II. vom 23. December 1460 der Königl. und jeder anderen Würde, wie auch aller Güter, weltlicher Herrschaft und Rechte verlustig erklärt, und alle seine Barone und Unterthanen des Königsreiches Böhmens von aller Unterthänigkeit und Eid der Treue, Verbindung und Beistandung los und frei gesprochen wurde. Vorher schon war König Matthias Corvinus von Ungarn durch die Katholiken in Böhmen wider Georg zu Hilfe gerufen worden. Er hatte dem Hüfe Folge geleistet und war im Verthe des Jahres 1466 mit großer Herrschmacht bis an die mährische Grenze vorgezogen, als er wegen eines Einfalles der Türken in Siebenbürgen eiligst wieder nach Ungarn zurückkehren mußte. 1468 aber zog er nochmals zum Kampfe gegen Podiebrad. Während des Krieges noch wurde er zu Olmütz in der Domkirche zum König von Böhmen erwählt, am 8. Mai 1469.

Woh bald nach der Wahlverlesung begab sich Matthias nach Schlessen. Während der Pfingsttage hielt er sich in Neisse auf. Am Donnerstage vor Trinitatis kam er Vormittags in Merzdorf an. Hier machte er Halt, weil es Sternfeger, den er bel sich hatte, ihm an diesem Tage den Einzug in Breslau nicht gestatten wollte. Die Rathmannen wunderten sich darüber und sandten ihm Wein, Fische und Bier, „das er alles freilich unahm“.

Den folgenden Tag ritten der Rath und die angesehenen Bürger, über vierhundert Pferde, mit den fünfzehn Statthaltern dem Könige eine Meile entgegen und überredeten ihn die Statthalterhülfe. Matthias zog mit einem Gefolge von vier zweitausend Pferden in Breslau ein. Mit ihm kamen der Erzbischof Johann von Grau, Bischof Johann von Erbau, und dieser war ein gebornes Städtchen, der etwa Marcus Beckenhofers, Hauptmann zu Breslau „Eoban“, der päpstliche Legat Valentius, Bischof von Ferrara, Bischof Johann von Rabant und der Graf von Sulz, des römischen Kurfürsten Rath. Als der König von dem Rath und der Bürgerchaft durch die Stadt besagte an der Dombeside anlangte, wurde er vom Bischof und dem

Capitel empfangen. Er stieg vom Pferde, küßte die Reliquien und ging in die Kathedrale; von da begab er sich mit seinem Gefolge auf den Kaiserlichen Hof. Ihnen zehn Tagen fanden sich nun in Breslau folgende Fürstlichkeiten ein: Churfürst Friedrich von Brandenburg mit vierhundert Pferden, Markgraf Hans von Brandenburg, die Herzöge von Sagan, Delitz, Liegnitz, Oelsnitz, Oppeln, Leobschütz, Zelchen und die Herzogin Blakowa von Groß-Bogau.

Glänzende Tage sah Breslau während der Anwesenheit des Königs. Matthias suchte die Fürsten auf alle mögliche Weise durch Tänze, Stessen und Rennen zu vergnügen, woran er sich oft selbst theilnahmte. „Alle ritterliche That — schreibt Eichenlor — stunde ihm wohl an, und obwohl die Person keine war, waren ihm doch männliche Kräfte nicht entgangen.“ Für die Bewirthung der hohen Gäste forgte die Stadt außerordentlich spendlich. Eichenlor führt bei jedem der oben genannten Namen alles Das an, was dem Befreunden von den Rathmannen zugefandt wurde. Da finden wir Malvoier, wöllchen Wein, Weizenbier, Bänglich Bier, Breisch Bier, Fische, Wildpret, Haber, Weiz u. a. m. Was den König Matthias selbst anlangt, so bilte die Stadt St. königlichen Gnaden den ersten Achttag aus mit aller Notdurft länger und durch.“ Aber die Rathmannen erkannten, daß er der Stadt länger zu schwer wäre. „Da sagten sie Er. könig. Gnaden zu, als hernach geschrieben ist. Item, alle Tage hot man ihn, Gnaden, begeben, also daß Brot, Mochen-Brot, geringe Bier und zw. Bier, als Notdurft, auch St. könig. Gnaden doch nicht durfte bestellen lassen, bestellten auch Holz, Kolen, Feuerwert, Salz, Weiz, Stroch, eine Notdurft. Item alle Wochen vierhundert Schffel Haber vor die königlichen Pferde alleine. Item sechs Schden, zehn Küller, zehn Schöpfe, zwölf Kenner und Duesen, zweihundert Hiner, einen halben Stein Pfeffer, zwei Hund Süßwar, zwei Hund Nellen, zwei Hund Anquer, ein Hund Rümme, sechzig Wocher alle vil, und dazu alle Tage Fische, große Kechts, Lasse, Storen, auch schoner Wein und Wildpret.“

Aur Huldwigsfeier war an der Ude des Marktes und Salyrings (Wäckerplatz) ein besonderes Gebäude errichtet. Auf einem Throne saß nach Matthias die Huldwigung entgegen. Die Formel lautete: „Wir Bürgermeister, Rathmann und die ganze Gemeine der Stat Breslau schänden und geloben vor uns und alle unsere Nachkommen, daß wir von diesem heutigen Tage allezeit getreue und gehorsam sein wollen euch, durchlauchtesten Fürsten und Herren, Herren Matthias, Könige zu Behem, unsren geachteten Herren, und euren Leibeserben Königen zu Behem wider alle Menschen, und daß wir euer Treue und Loy und unferem Vermögen allezeit getreulich schaffen und tun wollen, und euren Schaden und Arges behüten, und alle Dinge, die zur Kron zu Behem gehören, getreulich halben und tun wollen, als getreue Libertane von Reches und arge Gmwohnet haben pflichtig sein zu tun eine alles Gefürde und arge List, als und Wort heisse und alle Heligen.“

Am Frohnleidsnamstage, den ersten Juni, fand vom Dom aus eine große Procession statt. Sechs Fürsten trugen den Himmel; die Herzöge Balthasar von Sagan, Conrad der Weiße von Wollmud und sein Bruder Conrad der Schwarze, Heinrich von Freibaut, Friedrich von Liegnitz und der junge Markgraf Hans von Brandenburg. Der päpstliche Legat trug die Wankstanz. Ihm folgte König Matthias zwischen dem Churfürsten Friedrich von Brandenburg und dem Bischof von Ferrara. Hinter dem Könige gingen die Bischöfe, die säkularen Fürsten und die höchsten und ausgezeichneten Herren. Obwohl sich Hezen einstellte, wollte St. könig. Gnaden die Procession doch nicht abbrechen lassen. „Wir galbene Gewand, sammete und köstliche Kleider wurden an. In Breslau ist nie zierlicher Procession gesehen, die weil sie gehalten ist; von Säkten, von Ritterchaften, von Herrschaften war one Lo sehr vil, daß auch die Rathmannen mußten bestellen, daß überall das Stanzoff sich von der Procession abhalten und nicht hindern müße.“

Indeß auch an Akerer gebracht es in dieser Zeit den Breslauer nicht. Sie wurden vor dem Könige von mehreren Wägen wegen im Kriege angerichteten Schadens verklagt, wiewohl diese „mit heimlicher Dieberei“ ihnen selbst viel Schaden zugefügt hatten. Der König setzte Richter ein; in einzelnen Fällen wurden die Breslauer kraft ihrer Privilegien freigesprochen, in mehreren aber mußten sie schwere Genugthuung leisten. Eichenlor bemerkt hierzu: „Es ist kein besser Tag, denn, so solche Gheulleute auf warmer Tat mögen begriffen werden, daß inen ir Recht gefürde; so it es verrieth. Aber so man sie sucht und nicht findet, so it der Kampf an Halfe, und find alle gerecht. Darumb, ihr Bresler, so ir immer wöllet auf Mauer und Dibe ausenden, die ba edel lind seht, daß ir sie findet und begriffet und tueh inen ir Recht. Sehet, daß sie euch nicht entgegen. Wan, so sie entgehen, so werden sie vor Königen und Fürsten gerecht, und ir Bresler werden dann ungeredi. Und hette auch einer so vil geflohen, daß er alle Welt offenbar were, dennoch wird er gerecht, so er wird zur Antwort gelassen.“

Einige Wochen vor seiner Abreise befähigte Matthias die Stadt die Privilegien. Er sagt in dieser Befähigung: „Wir haben besonders angesehen St. treues selbes Halten, als sie sich um des heiligen christlichen Glaubens willen den Kreyen und dem Abgefakten in Böhmen

widerstehet haben, daraus denn der heil. römischen Kirche und unser Krone zu Böheim nicht wenig Ehre entsanden ist, des sie bei uns und unser Nachkommen, Könige zu Böheim, billig sollen genießen. Und haben darum mit wohlbedachtem Rathe, gutem Rathe unserer Fürsten, und Edeln und Getreuen und rechter Wissen, dem Bürgermeister, Rathmannen, Bürgern und Gemeinden der Stadt zu Breslau, und ired Nachkommen und derselben Stadt zu Breslau, alle und jegliche ired Freiheit, Gnade, Rechte, Gerichte, Privilegia, Adeln, Höben und Verleihung, die ired Vorfahren und Aem von unsern Vorfahren, Königen zu Behen Kaiser Gebetmüsse, Kaiser Karl, König Johann, König Weniglawer, Kaiser Siegmunden, König Albrechten und König Wastanen, und von andern Fürsten und Herren, und nemlichen von den Herzogen Meinrichen und Meinrichen, Herzogen in Schlesien und Herren zu Breslau, vor Zeiten gegeben und bestattet seint, und auch die Briefe, die in Konige Siegmundes Confirmation seint, und auch die iredredlich herbracht haben, und auch in gute Gewonheit und lobeliche Statuta und Verkommen in alle und jegliche ired Punkten, Sünden, Sinnen und Artickeln und Bedeutungen, wie die von Worte zu Worte lauten und begriffen seint, gebühlichen gelobet, vorneuet, brostent, bestetiget und confirmiret von tonigher kaiserlicher Machtvollkommenheit und als ein Herzog und Herr zu Breslau in frast dieses Briefes, und segen und wollen, das die alle und ired jegliche Kraft und Macht haben und kräftig sein und bleiben sollen. Breslau, am St. Veits-tage 1469.

Am 5. Juli ging König Matthias von Breslau nach Währen. Bei seinem Abschiede machte er der Stadt viel gnädige Versprechungen und dankte für die Verehrungen, welche er empfing. Die Stadt aber machte ihm sowohl wie mehreren Herren seines Gefolges noch reiche Geschenke.

G. V.

Aus Heimath und Fremde.

Südrhe auf Meisen. (Mit Illustration.) Die Südrhe bilden mit den Flamingos, Weibern, Kranichen und Eischfischadlern (Ibis) eine Familie in der Ordnung der Stumpfüßler (Grallae), während die übrigen Familien dieser Ordnung durch die Schnepfen, Strandläufer und Wasserhühner gebildet werden. Die Gattung Storch (Ciconia) kennzeichnet sich durch flache Eiern, langen, geraden, schwarz zugespitzten Schnabel, langen dünnen Hals, nackte, behaarte Kehlkopf, sehr lange Füße mit kurzen, freien Zehen, große breite Flügel, sehr harter Flugkraft, kurzen, abgerundeten, weißfärbigen Schwanz.

Beim weißen Storch sind die Schwünge schwarz, Schnabel und Füße find roth; während beim schwarzen Storch der übrige Braun-schwarz und metallisch glänzend aussehend Brust, Bauch und Schenkel weiß find, die Füße aber, in der Jugend grünlich, erst im Alter roth werden. Schwarze Störche find sehr selten, nur auf hohen Wald-bäumen, fern von allem Menschenverkehre lebend, in Deutschland sehr seltene Thiere, die hier nicht weiter in Betracht kommen. Dagegen ist der weiße Storch jener allerliebste, jutrauliche, fast zu den Hausthieren zu zählende Vogel, der nur auf Gebäuden oder alten, hohen, ganz nahe an Gebäuden stehenden Baumstämmen mitten im menschlichen Verkehre nistet. Der weiße Storch ist Zugvogel, der im März als vollkommene Frühjahrsabthe kommt und im August wieder gen Süden von dannen zieht. Er hält beim Fluge Hals und Füße wagrecht lang gestreckt, sein Aussehen ist etwas fächerförmig, aber er fliegt dann mit großer Ausdauer, schwabend.

Erst in der neueren Zeit ist in einzelnen, bis jetzt noch sehr beschränkten Kreisen ein Umschwung der Stimmung zu Ungunsten des Storches eingetreten. Neuester hoch selbst der preussische Landwirtschafts-Minister Ludwig im Abgeordnetenhaufe gelegentlich der Beratung eines neuen Jagdgesetzes: Die Regierung hat ursprünglich mit Recht darauf verzichtet, Jagen ein Verzeihen der jagdbaren Thiere vorzulegen, damit nicht unnothiger Weise in die verschiedenen Provinzialteil Wohnbeheiten eingegriffen werde. Wenn man auf ein solches Verzeihen eine mal aufstellen will, dann kann kein besseres gefunden werden als das des 53a, welches unter Zuzugung gelehrter Zoologen und Jäger verfaßt worden ist. Krammetbügel sind eingeschrieben zu den jagdbaren Thieren zu rechnen, es ist das durch lange Gewohnheit gerechtfertigt, nicht aber Störche, welche vielfach die Jagd durch das Verzeihen des jungen Federweibes und selbst junger Hasen schädigen. Es mag wohl sein, daß der auf Wiesen oder in Ackerfeldern spazierende Storch auf der Suche nach Nahrung mitunter einzelne junge Vögelchen, Graswidder, Wechselläger u. dergl. erblickt, aber der Vogel kann vorläufig er massenhaft die Feldmäuse, sowie allerhand Wasserthiere, Kröten, Schlangen, Wirmen, Kerfe, Insekten u. s. Er ist ein mehr nützliches als schädliches Thier. Es ist ein trauriger Standpunkt, wenn lediglich die Jagdbelüher zu entscheiden haben, was in der Natur am Leben bleiben darf oder nicht. Den Gewatter Storch lasse man jedenfalls leben!

Allerlei Nützliches.

Fleisch von bösem Geruch zu bereinigen. Dazu ist das einfachste Mittel das mangonfaure Kalz. Man läst in einem Alter recht reinen, am besten jungen desillirten Wasser etwa 20 Gramm mangonfaures Kalz auf, welche Mischung sich bei gutem Verschluß der Flasche Jahre lang, ohne zu verderben, aufbewahren läßt. Das Fleisch, welchem

man den übeln Geruch benehmen will, lege man nun in ein Gefäß, überliche dasselbe mit ganz reinem Wasser, so daß dieses das Fleisch gänzlich bedekt. Dann bringe man von der bereiteten oder des Wildes mehr oder weniger Tropfen dazu, bis das Wasser, in welchem das Fleisch liegt, eine rüthliche Färbung erhalten hat. In diesem mit mangonfaurem Kalz durchsetzten Wasser bleibt das Fleisch 10—15 Minuten liegen, wobei dasselbe von Wüsen eine weißliche Farbe annimmt, welche sich beim spätern Broten oder Kochen des Fleisches wieder verliert. Der böse Geruch ist aber vollständig verschwunden.

Zur Gleicheiterung der Verdauung. Nach Ueberladung des Magens mit Speisen und geistigen Getränken empfiehlt der berühmte Arzt Böhrode kaltes Wasser, in Menge getrunken, als bestes Mittel, die Verdauung zu befördern und die Folgen der Ueberladung zu beiseitigen. Hufeland empfiehlt in solchen Fällen in seiner Kunst, das Leben zu verlängern Zuckerwasser. Manche Personen bekommen indß waarme Getränke, wie Kaffee oder Thee, besser als kalte. Die Römer tranken bei Magenüberfüllung bloß heltes Wasser. Verwerflich ist der häufige Gebrauch von bitteren Schnäpfen, denn sich manche Personen erheben. Sie raunen nach und nach die Verdauung und nippen auch nichts mehr. Sie bewirken vielmehr Ältern des Kopfes und schädliche Ueberreizung. In neuerer Zeit empfehlen die Kräfte gegen Verdauungsschwäche den Genuß von mit Sennawerz gebadenem Brote. Schon die alten Griechen tranken bei verdorbenem Magen Sennawerz (wahrscheinlich nur, um sich zu übergeben).

Der Nutzen der Buttermilch. Amerikanische Aerzte verordnen in neuester Zeit gegen chronische Magenentzündung häufig reichliches Trinken von Buttermilch und sprechen sich lobend über den Erfolg dieses einfachen Mittels aus. Die Wirkung scheint dem Gehalte des Getränks an Milchsäure zu verbanke zu sein. Buttermilch ist in Deutschland schon lange als Hausmittel gegen verschiedene Urinbeschwerden im Gebrauch. Ebenso gegen Blutspieen, Schwindel, Uebelkeit, Gallenleide, Magenenschwir, chronisches Erbrechen, Hartleibigkeit und Wasserhuf. Nach Dr. Bofal wenden sie die Nabenabwässer in Hoshallen mit bestem Erfolge gegen Ruhr, sowie auch gegen Wechselstieber an. Sie ist ein nahrhaftes, kühlendes, die Nahrung milderndes Getränk und verdient da, wo sie vertragen wird, als diätetisches Mittel in manchen Fällen Berücksichtigung.

Schlesischer Weichichts-Kalender.

(Nach Mittheilungen des Pastor Bornmann in Frausnitz.)

- Den 6. September 1457. Gubrau brennt ab.
- 1534. Presbiterial-Ordnung durch Herzog Friedrich II. zu Brieg.
- 1569. Große Feuersbrunst in Brieg: 78 Häuser.
- 1646. Schloß Löhshaus von den Kaiserlichen gestiftet.
- 1745. Cosel von den Preußen erobert.
- 1811. Verbindung der Universität zu Frankfurt a. O. mit der zu Breslau.
- Den 7. September 1663. Großer Brand zu Friedberg a. O.
- Den 8. September 1318. Herzog Wollslaw zu Liegnitz stiftet der Stadt Dapnau Ober-Wisdelsdorf.
- 1429. Die Breslauer und Keßler erobert die Stadt Winitzenberg, versagen die Hüften und zerstören das Schloß.
- 1455. Jubelung des vierzehnjährigen Königs Ladislaw zu Breslau.
- 1502. Ohlau fast gänzlich ein Raub der Flammen.
- 1776. Die katholische Stadtparochie ad Sanctum Nicolaum in Groß-Wlogau eingeweiht.
- Den 9. September 1541. Fürstentag zu Breslau wegen der Türken-gefahr. Joachim Ralsahn, Freiherr von Wartenberg wird zum Feldhauptmann, und Heinrich Goffsch, Ritter, zum Feldmarschall der Landtruppen bestellt.
- Den 10. September 1479. Einweihung der St. Georgskirche in der Vorstadt zu Olav durch Bischof Rudolph von Breslau.
- 1511. Allgemeiner Fürstenschluß zur Abschaffung der Zehbedriebe und Abschidungen.
- 1632. Die schwedischen Truppen unter Arnim erobert die Domkirche von Breslau mit Sturm, wobei die uralte Dombibliothek theils verbrannt, theils in die Oder geworfen wird.
- 1787. Einweihung des Kinder-Hospitals in der Neustadt zu Breslau (Gärten).
- 1802. Stiftung des Breslauer Hausarmen-Medicinal-Instituts Dr. Kofe.
- Den 11. September 1497. Anfang der Pest zu Greiffenberg, durch welche die Einwohner auf 12 Personen starben.
- Den 12. September 1518. Georg von Redlich auf Neudorf im Waldberg'schen Kreise herast den ersten lutherischen Prediger Weidner Hoffmann, gewesenen Kupplernemnd zu Wittenberg, aus Goldberg abholte, nach Neudorf.
- 1537. Christoph Hardeck verkauft die Herrschaft Olav dem König Ferdinand.
- 1624. v. Stange auf Kunig wird als ein „Hofzäuberer“ auf Befehl Herzog Georg Rudolphs von Liegnitz abgesetzt auf das Graufamme gingerichtet.
- 1819. † zu Krieblowitz Feldmarschall Fürst Wüder von Walskatt.

